

# *Die Form der Zeit*

All rights reserved

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2010

Achter Verlag, Acht

[www.achter-verlag.de](http://www.achter-verlag.de)

ISBN 978-3-9812372-3-8

Gestaltung und Satz: GreenwoodFinch, Elmstein

Druck: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg



## Vorwort

Welche Form hat die Zeit? Diese Frage können Physiker beantworten oder Uhrmacher oder Schriftsteller. Die Physiker werden sagen, sie hänge unabdingbar mit dem Raum zusammen und die Raumzeit, die sei gekrümmt. Die Uhrmacher werden über Planetengetriebe, Tourbillon und Kettenantrieb reden. Und die Schriftsteller? Für sie ist Zeit eine grammatische Größe, ein Kontext, in dem ihre Figuren leben, oder einfach nur ein großes Rätsel.

An Gedichten, Erzählungen und Romanen zur Zeit mangelt es nicht, gehört sie doch zu den Universalthemen wie Freiheit (Achter-Autorenwettbewerb 2009), Liebe oder Glück, ohne die Literatur nicht denkbar ist. Also kann es auch nie genug Geschichten zu diesen Themen geben.

Deshalb hat der Achter Verlag Autorinnen und Autoren gebeten, Geschichten zum Thema Zeit einzusenden. Knapp 1.000 sind dieser Bitte gefolgt. Mit Mühe und Engagement hat die Jury acht Geschichten ausgewählt, um sie in diesem Buch zu veröffentlichen. Dass es weit mehr Beiträge gab, die eine Veröffentlichung verdient hätten, liegt auf der Hand. Die (Aus-) Wahl war wirklich eine Qual.

Die Zeit hat nun acht neue Formen. Es geht dabei meist nicht vordergründig um Sekunden, Minuten oder Stunden. Unsere Gewinnergeschichten handeln vielmehr von Handtüchern, von Liebe oder von Schnee, aber eben immer auch von der Zeit.

Acht, im Oktober 2010

Wolfgang Orians  
Herausgeber

## Inhalt

Die Windnovelle	<i>von Anne Zegelman</i>	9
Liebeszeiten	<i>von Birgit Rabisch</i>	35
Ausblick	<i>von Wolfgang Aistermann</i>	61
Zur selben Zeit	<i>von Frederike Freitag</i>	77
Schnee	<i>von Daniela Chmelik</i>	99
Die Optimistin	<i>von Viola Stocker</i>	115
In der Schleife	<i>von Clementine Skorpil</i>	139
Zeitkontor Tempus	<i>von Klaus Paffrath</i>	157

Anne Zegelman  
Die Windnovelle

Donnerstags gibt es im Lädchen an der Ecke neben Zigaretten und Lakritz eine Zeitung zu kaufen, in der Wohnungsbesitzer ihre Wohnungen anbieten. 50 Pence kostet das Heft, und ich schlage es immer schon im Laden auf, ein bisschen ungeduldig und sehr sehnsüchtig. Ich habe die Münzen vorgezählt in der Tasche, bezahle und stolpere beim Hinausgehen, in Gedanken schon bei den Bildern der Wohnungen, fast über die Türschwelle des Ladens. Die dicke Kassiererin lächelt schadenfroh, sie glaubt, ich würde das nicht sehen. Aber es macht mir nichts, denn der Donnerstag ist für mich der schönste Tag der Woche.

Die ersten zwanzig Seiten sind bedruckt mit großen bunten Anzeigen. Vorteilhaft aufgenommene Bilder von Backsteinhäusern, Blumenampeln mit sommerlich blühenden Blumen baumeln von den Dächern der Vorbauten, dabei ist es Winter. Er will sie überblättern, ungeduldig.

„Können wir uns nicht leisten“, murmelt er, und der Aschekegel seiner Zigarette fällt ab und zerbricht auf dem nass glänzenden Bodenpflaster in tausend Stäubchen.

Aber ich, ich kann sie mir stundenlang ansehen, die von den Maklern aufgenommenen Bilder der Häuser. Auf ihnen scheint die Sonne, selbst wenn es uns von schräg in den Kragen regnet.

Er blättert und blättert, und irgendwann sind da keine Bilder mehr. Nur noch Text. Zackige, kleine Anzeigen, die schnell zur Sache kommen und sich nicht lange damit aufhalten, charmant zu sein. „Die da“, sagt er und sticht mit dem Finger in die fließenden Buchstaben.

Ich lese: Ein Zimmer, Wasser und Strom im Mietpreis inbegriffen. Und kriege eine Gänsehaut. Aber er wählt schon die Nummer, spricht

in geschäftsmäßigem Ton in den klobigen Hörer und verabredet uns für Samstag in einer Woche.

„Was machen wir bis dahin?“, frage ich, und die Angst vor der verlorenen Zeit schnürt mir die Kehle zu.

„Warten“, sagt er.

Und so warte ich.

Obwohl der Termin mein einziger Termin ist, kaufe ich einen Kalender, um ihn dort hineinzuschreiben. „Es ist schon November, du kannst nur noch die letzten Seiten gebrauchen“, gibt er zu bedenken. Aber das aufgeschlagene Buch mit dem billigen grünen Plastikeinband ist eine Genugtuung für mich, es zähmt eine Unruhe in mir, die wilder tobt als 3 Pfund 40. Ich lege das Buch auf den Sperrholztisch in unserem billigen Hotelzimmer und kreise ihn mit rotem Stift ein, den Samstag in einer Woche. Er redet davon, dass wir sicher bald ausziehen werden, in ein schönes Zimmer mit Blick auf die Bäume, und dass alles sauber sein wird, anders als hier.

Als der Samstag in einer Woche gekommen ist, steht er vor dem Spiegel und kämmt sich mit Pomade sein Haar zurück. „Das ist ein besonderer Tag“, sagt er und umarmt mich. „Heute beginnt unser neues Leben.“ Ich habe einen Rock an und Stöckelschuhe. „Wenn der Vermieter dich nett findet, kriegen wir vielleicht den Zuschlag“, erklärt er mir, und ich fühle mich wie meine Oma in den fünfziger Jahren, als man Buick fuhr und eine Dauerwelle die Welt bedeuten konnte. Und ich weiß, zu Rock und Stöckelschuhen und fünfziger Jahren gehört eine glatt frisierte und devote Dankbarkeit, die ich vergeblich fühlen möchte. Ich versuche trotzdem zu lächeln.

Wir laufen dreißig Minuten bis zu dem Haus, in dem das Zimmer ist. Meine Füße tun weh vom harten Asphalt der Bürgersteige, es nieselt. Als wir ankommen, sind meine Knöchel geschwollen. Trotzdem müssen wir noch einmal bis zum Ende des Weges laufen, damit wir vom Parkplatz aus den Fußgängerpfad zum Haus entlangstolzieren

können, ich eingehakt an seinem angewinkelten Arm. „Es kann nicht schaden, wenn er denkt, wir hätten ein Auto, der Vermieter“, sagt er.

Als wir den Parkplatz überqueren und in die Häuserzeile einbiegen, sehe ich, wie sich seine Hoffnung in einem Küchenfenster spiegelt und vom Sonnenlicht gebrochen wird. Gemeinsam gehen wir den schmalen Weg entlang, vorbei an grauen Reihenhäusern, klapprigen Schuppen und kargen Vorgärten. „Das ist es“, ruft er schließlich und zeigt auf einen der grauen Bunker. Roher Beton lässt die Oberfläche spiegelglatt erscheinen. Das Holz rund um die dunkelbraunen Fensterläden ist gesplittert, daneben hängen schimmelige bunte Wäscheteile zum Trocknen an der Hausfassade hinab. Durch die offenen oder undichten Scheiben schwappen Kindergeschrei und ausländische Flüche. Ich wünschte, das wäre nicht das Haus. Aber ein Messing Schild, an das jemand Popel geklebt hat, zeigt die Hausnummer 19.

„Na komm schon“, sagt er und versucht, die Stimme enthusiastisch klingen zu lassen. „Das ist doch toll hier. Ein internationales Haus.“

Energisch klopft er gegen die Tür, es gibt keine Klingel. „Hallo“, ruft er, „hallo“. Ich wünsche mir, dass die ausländische Frau vom Kindergeschrei taub geworden ist und nicht öffnet. Er inspiziert das Haus von außen, von allen Seiten, murmelt „aha“ und „stabile Bauweise“. Ich starre die Tür an, will nicht wissen, was sich dahinter verbirgt und finde doch, es ist ein grandioses Geheimnis. In das schmutzige Holz ist ein blütenweißer Briefschlitz eingelassen, und ich lasse meine Hand darübergleiten und spüre die kühle Glätte. Eigentlich ein Witz, dass dieser Briefschlitz so sauber ist, das rührt mich zu Tränen. Ich hebe die Klappe an, lasse sie wieder sinken, hebe sie wieder an und gehe in die Knie. Dann linse ich durch den fünfzehn Zentimeter hohen Schlitz und sehe Staub und einen Schuhberg.

„He, Sie, was machen Sie da?“

Ich fahre hoch, erschrocken, und die Briefklappe fällt zu und schep-pert ein metallenes Geräusch. Ein Mann, scheinbar der Vermieter, hat

sich vor mir aufgebaut und mustert mich. Durchaus wohlwollend, mit kleinen gierigen Schweinsäuglein. Er trägt einen grauen Anzug und einen Hut mit Krempe, und ich denke, dass es ein Privileg von Vermietern und Vorgesetzten sein muss, einen solchen Hut zu tragen.

„Sie müssen Mister Smith sein“, höre ich die vertraute Stimme, die um das Haus herumgeschneilt ist, um den Vermieter überherzlich zu begrüßen. „Wir haben telefoniert. Ein prächtiges Haus haben Sie hier, ich muss schon sagen.“ Er lacht charmant, und die Mundwinkel des Vermieters zucken geschmeichelt.

Die Männer schütteln sich die Hand mit festem Händedruck und lachen kumpelhaft, und ich stehe daneben und lächle, weil das zu meinem Rock und den Stöckelschuhen passt. Ich stelle mir vor, dass meine Mundwinkel an meine Ohren getackert sind, damit ich nicht in Tränen ausbreche, sondern tapfer weiterlächeln kann.

„Wer ist denn das Fräulein?“, will Mr. Smith wissen. Und während er die Haustür aufsperrt, brüllt er nach oben, es solle hier jetzt endlich mal Ruhe herrschen. Das Muttergeschrei verstummt augenblicklich, nur ein Kind weint noch. Wir treten in einen Flur, der mit fleckiger lilafarbener Tapete ausgekleidet ist. Meine Absätze verfangen sich in den Fäden des zerrissenen Teppichs, und ich halte die Luft an, es riecht ekelsüß nach Babybrei, scharfen Gewürzen und Fäkalien.

„Das ist meine Verlobte“, sagt er, schon mit der Prüfung der Innenausstattung beschäftigt, und wischt seine Worte und mich mit einer Handbewegung fort. Mr. Smith nickt und lässt seine Schweinsaugen über meine Brüste und meine Hand ohne Ring wandern. Dann leckt er sich die Lippen, die schmal geworden sind davon, dass er sich alles verbeißt, und nickt. „Glückwunsch, sie ist wirklich attraktiv.“

„Danke“, erwidert er. „Brüsseler Tapete, wenn ich nicht irre.“

Das Zimmer ist winzig. Die gleiche Wandfarbe, an manchen Stellen abgeschabt, sodass der Putz darunter sichtbar ist. Auf der rechten Seite steht ein Einzelbett, bezogen mit bleich gemusterter

Bettwäsche, die riecht. An der linken Wand ein klappriger, schmaler Schrank, daneben ein Tisch und ein Stuhl. *Ein* Stuhl. Der Teppich ist knallrot, blutrot, und meine Zehen, die vorne aus den Schuhen nackt herausragen, krümmen sich, damit sie mit der Haut den Stoff nicht berühren.

„Bringt Farbe ins Zimmer, der Teppich“, sagt der Vermieter. Es müsste eine Entschuldigung sein. Doch es ist keine.

Während die Männer das Mobiliar begutachten, laufe ich mit gekrümmten Zehen zum Fenster und ziehe die vergilbten Häkelvorhänge auseinander. Mein Blick fällt auf den „Vorgarten“, aus dem kein Grashalm ragt, der nur eine kahle Betonwüste ist. Dann der Weg, dann der nächste Bunker, aus dessen Scheiben Frauen kreischen und Kinder weinen. Keine Bäume.

„Gut, dann kommen wir also ins Geschäft“, höre ich den Vermieter sagen, satt und zufrieden. „Sie können sofort einziehen. Keine Minute verschwenden, sage ich immer.“

Keine Bäume.

Ich möchte böse mit ihm sein. Wütend schreien wie die Frauen in den Liebesfilmen, deren Leidenschaft die Männer fasziniert. Aber ich denke an die fünfziger Jahre und an meine Oma, und ich schweige. Früher hätte ich vielleicht gesprochen. Immer die fünfziger Jahre.

Wir liegen nebeneinander auf dem viel zu schmalen Bett und schmecken die schimmelige Luft unseres neuen Zuhauses. Die Wände sind dünn wie Papier, nebenan höre ich das schwedische Paar Liebe machen. „Hör mal“, sage ich, und er hört und atmet schneller, und ich drehe mich weg, sofern das geht auf dem Kinderbett, das wir teilen.

„Es gibt hier keine Bäume“, sage ich nach einer Weile und bin erleichtert, dass nun alles gesagt ist von meiner Seite.

„Ich weiß“, antwortet er. Er drückt seinen Körper an mich, sein heißer, schneller Atem streift mein Ohr.

„Weißt du, du hast mir Bäume versprochen.“

„Nele“, sagt er, und es klingt, als spräche er mit einem trotzigem Kind. „Das ist zwar ein einfaches, aber gutes und sauberes Zimmer. Etwas Besseres können wir uns im Moment nicht leisten. Aber ich verspreche dir ...“

„Versprich mir nichts“, raune ich.

Er öffnet seine Hose und sagt: „Gut.“

Ich bestarre die Wasserflecken an der Decke und denke, dass uns vielleicht ein Nachbar hört, dass ich nicht alleine bin mit dem rostigen Quietschen und seinem keuchenden, dampfenden Körper, der sich aufbäumt und danach in sich zusammenfällt. Auf dem Boden neben der Tür stehen noch unsere Koffer. Sein Gepäck, monströs, Anzüge in fleckigen Lederreisetaschen, canvasgeprägte Slipper. Ich denke an seine Seidensocken, dunkelblau glänzend und dünn geworden an den Fersen, und spüre schon, wie mir saurer Speichel im Mund zusammenläuft, während er sich schon eine Zigarette anzündet und den Arm um mich legt.

Ich habe nur ein Köfferchen dabei, mit altem taubenblauem Stoff bezogen, und das liegt neben dem Bett. Wenn ich jetzt aufspringen, es schnappen und aus dem Raum laufen würde, wie dumm würde er dann gucken. Ich bestarre mein Köfferchen, aber die Beine gehorchen mir nicht. Also schließe ich die Augen und bin schon fort. Wie ein Kind auf der Flucht.

Als wir uns kennenlernten, da trug ich auch Rock, und ein Jackett, das wohl allgemein hin als flott bezeichnet wurde. Ich arbeitete im zweiten Lehrjahr in einem Reiseverkehrsbüro in der Innenstadt und pflegte gerade Daten in den neuen Computer ein, als ein Herr den Laden betrat. Er trug einen Hut, damals, und einen durchaus respektablen Mantel, der kaum abgeschabt war.

„Guten Tag, Fräulein“, lächelte er charmant. „Bitte erzählen Sie mir alles über England.“

Ich wusste nichts über England, aber ich strengte mich an mit Flugdaten und Sehenswürdigkeiten, um den eleganten Herrn nicht zu enttäuschen.

„Ich fliege nicht der Königin wegen nach England“, vertraute er mir an, während er wie beiläufig auf dem blau bezogenen Stuhl mir gegenüber Platz nahm und seinen Aktenkoffer auf den Tisch zwischen uns legte. „Ich plane einen beruflichen Wechsel. Die Geschäfte in England florieren, Fräulein ...“, er warf einen schnellen Blick auf mein Namensschild und auf meine Brust, „... Fräulein Nele, und da darf ein Geschäftsmann wie ich nicht zurückbleiben.“

„Ich verstehe“, gab ich zurück, obwohl ich nichts verstand. Nichts von Geschäften, nichts von England und auch nichts davon, warum er so freundlich mit mir sprach. Und weil ich nicht wusste, was ich sonst antworten konnte, sagte ich: „Mein Vater war einmal in London.“ Dabei ließ ich meinen Zeigefinger über endlose Zahlenlisten gleiten, um einen passenden Flug für ihn zu finden.

„Das ist überaus interessant“, lächelte er. „Möchten Sie mir bei einer Tasse Kaffee im Kaufhaus *Annabell* mehr darüber erzählen? Die Kantine dort ist ausgezeichnet.“

Irgendwann zwischen Bienenstich und Milchkaffee fragte er mich, ob ich ihn begleiten wolle, morgen, wenn er fliege. Ich lachte, weil ich das absurd fand. Aber ich gebe zu, die Frage schmeichelte mir. „Ich fürchte, ich werde so kurzfristig keine Urlaubstage beantragen können.“

„Ich meine nicht zum Urlaub, Fräulein Nele.“ Er griff über den ungewaschenen Holztisch und berührte meine Hände, die artig vor dem vollen Teller nebeneinanderlagen. „Ich meine für immer.“

Da war ich sprachlos.

Weil ich nichts sagte, und weil er lachte und ausrief: „Keine Antwort ist besser als ein Nein!“, und auch, weil ich mich unwohl fühlte im Reiseverkehrsbüro, ich kann nicht leicht mit Menschen, fuhr ich

am nächsten Tag zum Flughafen. Meine Mutter winkte mir noch mit behandschuhten Fingern, die geschminkten Lippen zu einem Lächeln verzogen, durch die heruntergelassene Glasscheibe unseres alten Wagens.

„Meine Tochter geht mit einem feinen Herrn nach England“, sagte sie. „Warte nur ab, Nele. Jetzt wird alles gut.“

Jeden Morgen geht er fort und lässt mich alleine in dem Zimmer mit der lilafarbenen Tapete. Dann setzt er seinen Hut auf, den er auch im Flugzeug die ganze Zeit getragen hat, damit er im Koffer nicht verknickt. Ich möchte sagen: Geh nicht. Aber dann bin ich doch still. Schließlich ist er hergekommen, um zu arbeiten. Wohin er geht, wenn er sich morgens stadtfrein macht, weiß ich nicht. „Geschäfte“, murmelt er nur zerstreut und tätschelt mir den Kopf.

Wenn er geht, habe ich Angst davor, dass die Wände wieder eng werden. Ich liege auf dem Rücken, auf dem viel zu schmalen Bett, das nicht zu schmal ist, wenn er fort ist, und starre immer an die schimmelige Decke. Ich lege mich auf den Boden. Mein Bauch zieht sich zusammen vor Ekel, aber schließlich ist das jetzt zu Hause. Ich sehe das staubige, blutrote faserige Gras rechts und links neben meinem Körper in die Höhe wachsen und spüre, wie erstaunlich gut sich das anfühlt, das Zimmer aus einer anderen Perspektive zu sehen.

Ich verlasse es fast nie, das Zimmer. Wenn er morgens nicht zu spät dran ist, sieht er mich manchmal eine Sekunde länger an als sonst. „Wir sollten dir eine Anstellung in der Stadt suchen“, murmelt er dann vielleicht, „als Schreibkraft. Wie wäre das?“ Und wenn ich dann schwach lächle, beeilt er sich, hinzuzufügen: „Nicht des Geldes wegen natürlich.“

Dann geht er, die morsche Holztür schnappt leise hinter ihm ins Schloss. Ich lege mich aufs Bett, aber die Umgebung, die ich seit Tagen bestarre, verschwimmt vor meinen Augen.

Als ich das Zimmer dann doch mal verlasse, treffe ich auf dem Weg in die Küche die Schwedin auf der Treppe.

„Sag mal“, sie beugt sich näher zu mir heran, ihr Englisch ist genauso schlecht wie meins, „was machst du eigentlich den ganzen Tag in dem Zimmer?“

Ich zucke die Schultern.

„Redest nicht viel, hm?“

„Wie heißt du?“, frage ich plötzlich zurück, einem inneren Drang folgend, untypisch für mich. Normalerweise stelle ich keine Fragen.

„Agnetha.“

„So wie von ABBA“, sage ich, aber sie rollt die Augen.

„Nenn mich doch Agnes, wenn du magst.“

„Ja.“

Wir stehen höhenversetzt auf der engen Treppe und schauen aneinander vorbei auf das Treppengeländer. „Ich heiße Nele“, sage ich schnell, weil ich weiß, dass das sonst unhöflich wäre.

„Ich weiß“, lacht die Schwedin, und ihre tiefe Stimme hebt und senkt sich dabei wie ein Gummiball, der auf den Boden aufspringt. „Wenn dein Verlobter morgens in die Küche kommt, sagt er immer: ‚Aber seid schön leise, damit ihr mir das Fräulein Nele nicht weckt.‘ Er ist wirklich ein stattlicher Mann, dein Verlobter. Du musst sehr glücklich sein.“

Ich lache leise, doch mir kommen fast die Tränen.

„Willst du ein Geheimnis wissen?“, fragt Agnes plötzlich und berührt unvermittelt meinen Arm. Ich zucke zusammen.

„Komm mit“, befiehlt sie.

Gemeinsam gehen wir die restlichen Treppenstufen hinab bis in den Flur, biegen um eine schmale Ecke, hinter der noch mehr Stufen sind, und steigen in die Dunkelheit. Es riecht nass, nasser als im Hellen, wie im Wald, und ich stoße mich an der Steinwand, aber das tut nicht weh wie sonst, es tut schön weh. Agnes hält noch immer



meinen Arm und leitet mich. Den Weg ist sie scheinbar oft gegangen, sie kennt ihn blind.

„Hier im Treppenhaus gibt es keine Lampe“, höre ich sie. Dann sind wir schließlich unten angekommen. Ein schnappendes Geräusch zerfurcht die Dunkelheit, und eine schwache nackte Glühbirne an einer Schnur wirft endlich Licht in den Kellerflur. Drei Türen, die nur aus Brettern bestehen und durch deren Zwischenspalten man gucken kann, sind in die vordere Steinwand eingelassen. Agnes öffnet eine davon, die Rechte. „Komm“, flüstert sie, und ich folge ihr, bis die Brettertür uns beide verschluckt.

Auch hier hängt eine Glühbirne an einer Schnur. Im schwachen Lichtschein sehe ich, dass wir in einem größeren Raum stehen, so groß, dass Agnes und ich noch nebeneinander Platz hätten, wenn wir die Arme ganz gerade zu beiden Seiten von uns strecken würden. Nicht einmal unsere Finger würden sich dann berühren, so viel Platz ist hier. Ich sehe mich um, kann drei Ecken ausmachen und suche nach der vierten. Agnes zieht eine Taschenlampe aus ihrer Hosentasche und schaltet sie an. Dann richtet sie den Lichtstrahl dorthin, wo die vierte Ecke sein sollte. Und ich rufe aus: „Wahnsinn!“ Denn vom Boden bis zur Decke, von der Decke bis zum Boden stapeln sich Handtücher, schmutzige Handtücher. Es müssen Hunderte sein. Zusammengeknüllter Frotteestoff, der in der Dunkelheit schon die Farbe des Bodens angenommen hat und der nach Schwimmbecken und Kellerfäule stinkt.

„Ich wusste doch, dass dir das gefällt“, sagt Agnes, und in ihrer Stimme schwingt Stolz.

„Wem gehört das alles?“, frage ich. So viele Handtücher habe ich noch nie gesehen. Zumindest auf einem Haufen nicht. Insgesamt vielleicht schon. Aber auch da bin ich mir gar nicht sicher.

„Ich weiß nicht, woher die kommen, die waren schon hier, als wir eingezogen sind“, erklärt sie. Dann zeigt sie mir eine kleine Wasch-

maschine, die neben dem Handtuchberg brummt und schleudert. „Ich wasche sie“, sagt Agnes und sieht mich an.

„Warum?“

„Irgendjemand muss sie waschen.“

Das stimmt.

Agnes führt mich zur Waschmaschine und legt die Hand darauf. „Es passt immer nur ein Handtuch pro Waschgang hinein“, erläutert sie. „Deshalb sind es auch noch immer so viele. Ich habe angefangen zu waschen am Tag nach unserer Ankunft. Vor zwei Wochen. Seitdem bin ich jeden Tag von morgens bis abends hier unten. Damit ich irgendwann mal fertig werde und wir gehen können.“

Ich nicke wieder – und spüre Bewunderung und auch ein bisschen Neid, dass Agnes so viel Arbeit hat und ich gar keine und dass ich immer nur auf dem Rücken liege, tagsüber und nachts.

Mit der Taschenlampe leuchtet sie in die Ecke, die der Waschmaschine am nächsten kommt. Dort steht ein Tisch, der mit einer Tasse, einem Wasserkocher und einem Kästchen beladen ist. Daneben ein Stuhl.

„Ich habe einige Möbel aus unserem Zimmer hier heruntergebracht“, höre ich ihre tiefe Stimme. „Hier verbringe ich ohnehin die meiste Zeit des Tages.“

„Was kochst du denn in dem Kocher?“, höre ich mich fragen.

„Wasser“, antwortet Agnes.

„Für Kaffee?“

Sie schüttelt den Kopf, halb belustigt, halb verwundert. „In England trinkt man doch Tee. Magst du?“

Ich bin durstig und nicke, und sie geht zum Tisch, öffnet den Deckel des Wasserkochers, dessen Kabel in die Wand führt, und gießt aus einem großen Plastikkanister einige Schlucke Wasser in den Kessel. Dann lässt sie das Kästchen aufschnappen, wählt aus verschiedenen bunten Teebeuteln einen aus und hängt ihn in die Tasse. „Ich